

Nr. 280 Bydgoszcz/Bromberg, 8. Dezember 1938

Vierzehn Tage mit Edith

Roman von Katrin Holland.

(9 Fortsetzung.)

Seine Stimme klang spöttisch und verletzte das junge Mädchen, das nicht seine Absicht in vollem Umfange erriet.

„Sie irren, Sie irren sich ganz gewaltig. Mister Miller wäre der letzte . . ." Sie stockte plötzlich. Sie lauschte dem Klang ihrer eigenen Worte. Mister Miller wäre der letzte . . . Sie hörte plötzlich seine Stimme, weich, zärtlich. Er hatte sie getröstet, hatte ihr Medizin gebracht, war aufgestanden, zu ihr gekommen . . .! Mister Miller wäre der letzte . . . Warum stieß sie dieser Mann ab — warum zog er sie an? Wie ein Magnet ein kleines Stückchen Eisen unerbittlich anzieht?

Lombard griff sofort ein. „Das beruhigt mich ungeheuer", rief er. „Kommen Sie, tanzen wir diesen Tango. Ich würde es nicht überleben, wenn Ihr Herzchen schon einem anderen gehörte. Also abgemacht, Edith. Direkt nach unserer Landung kündigen Sie, und ich werde mich sofort nach einer passenden Behausung für Sie umsehen."

„Ich möchte es mir doch noch einmal überlegen", sagte Edith und ließ sich von Lombard auf das Parkett führen.

*

Es mochte gegen drei Uhr morgens sein, als Lombard Edith an ihre Kabinentür brachte.

„Darf ich noch eine Zigarette bei Ihnen rauchen?" fragte er und sah sie mit bittendem Blick an.

Edith schüttelte den Kopf. „Ich bin müde", flüsterte sie, „wirklich, ich bin schrecklich müde. Haben Sie vielen Dank für den hübschen Abend."

Sie legte die Hand auf die Türklinke, aber Lombard hielt sie noch einmal zurück. „Überlegen Sie es sich gut", sagte er, „schließlich, warum sollten Sie auf Mister Miller Rücksicht zu nehmen brauchen?"

Er zog ihre linke Hand an die Lippen und drückte einen langen Kuß auf die schmalen zitternden Finger.

Plötzlich ertönte aus der anderen Kabine ein Geräusch.

„Scht", flüsterte Edith. „Ich habe doch gesagt, wir wollen leise sein. Jetzt haben wir ihn aufgeweckt."

Aber Lombard lächelte nur und zuckte leichtsinnig die Schultern.

„Also gute Nacht!" sagte er er noch einmal, bevor er sich zurückzog.

Es tut mir leid, dachte sie, als sie in ihrer Kajüte das Licht andrehte, es tut mir leid, Miller gestört zu haben. Sie wäre höchst erstaunt, ja betroffen gewesen, wenn sie jetzt ihren Chef gesehen hätte. Miller hatte sich beim ersten Laut von Lombards Stimme aufgerichtet. Er glaubte zu träumen, unter Halluzinationen zu leiden. Irrte er sich oder war es tatsächlich die ihm so unvergeßliche Stimme Lombards, die er vor seiner Türe hörte? Es konnte nicht sein! Einen so irrsinnigen Zufall konnte es einfach nicht geben! Er fühlte erschrocken, daß er an allen Gliedern flog und daß sein Atem stoßweise kam und ging und in einigen Augenblicken ganz aussetzte. Und bevor er sich fassen konnte, hörte er die sich entfernenden Schritte des Mannes, dessen Stimme Lombards Stimme zu sein schien. Für einen Augenblick fühlte er sich versucht, die Türe zu Ediths Kajüte aufzureißen, sie zur Rede zu stellen, sie zu fragen, wer der Mann war, der ihr bis eben Gesellschaft geleistet hatte. Schon war er im Begriff, an ihre Tür zu klopfen, als er hörte, wie sie neuerdings ihre Kabine verließ.

Wieder war es sein Impuls, ihr nachzulaufen, sie aufzuhalten, sie zu einer Antwort zu zwingen, aber er beherrschte sich. Er rannte durch den kleinen Raum seiner Kabine ruhelos auf und ab, die zu Fäusten geballten Hände in den Taschen seines Anzugs verborgen. Er fühlte den schnellen, schmerzhaften Schlag seines Herzens und wie das Blut in seinem Kopfe toste. Als er zufällig an dem Spiegel vorbeischritt und sein Gesicht sah, erschrak er über sich selber. Ich bin nicht bei Sinnen, dachte er. Mein Gott! . . . Er riß einen Mantel aus dem Schrank und lief wie gejagt durch die langen schmalen Flure und die Treppen hinauf. Aus einigen Kabinen drang Gelächter, ein Ehepaar schien sich zu zanken. Er hörte, wie die Frau ihren Mann beschuldigte, mit einer schwarzhaarigen Dame geflirtet und sie vernachlässigt zu haben. Aber die Gänge waren leer und ungesehen gelangte er an Deck. Das Meer lag ruhig, eine große zartgraue Fläche; die Sterne verblaßten und ein kleiner Mond leuchtete schwach. Die kühle Luft tat ihm gut. Er atmete tief. Mit weit ausholenden langen Schritten ging er um das Schwimmbassin herum, das um diese Jahreszeit noch mit Holzplanken bedeckt war, an dem Zwinger entlang, in dem sich die Hunde der Reisenden befanden. Aus dem Raum neben dem großen ersten Schornstein roch es nach Öl. Er kehrte auf die andere Seite der „Sherry Netherland" zurück, dort wo die etwas harten unbequemen Bänke standen, und erkannte in dem schwachen blassen Licht des Mondes eine dunkle kleine Gestalt, die in ihren Mantel gewickelt auf einer der Bänke saß. Unwillkürlich trat er einen Schritt zurück, im Schatten des Vordaches Schutz suchend, dann sah er, daß der Mensch ein Mädchen war, und erkannte Edith. Als sie die herankommenden Schritte hörte, hatte Edith den Kopf erhoben. Jetzt sah sie geradewegs und etwas angestrengt in seine Richtung.

„Oh, Sie sind es, Mister Miller?" sagte sie.

„Was tun Sie hier?" gab er schroff zurück, „jetzt um diese Zeit? Es muß gleich vier Uhr sein. Sie sollten längst schlafen."

Es klang tadelnd und grob und Edith zuckte unmerklich zusammen.

„Ich wollte nur ein bißchen frische Luft schöpfen", gestand sie. „Ich kann nicht viel Alkohol vertragen und . . ."

„Dann sollten Sie nicht trinken."

„Und ich wollte mir etwas überlegen", fuhr Edith fort und sah ihn jetzt aufmerksam und lange an. Ihre Augen

schimmerten. Kleine blaue Bergseen. „Die Kabine erschien mir plötzlich so klein und so heiß", setzte sie entschuldigend hinzu.

Warum zerbreche ich mir eigentlich den Kopf, dachte Edith, als Miller schwieg und sie, wie es schien, böse und tadelnd betrachtete. Warum nehme ich Lombards Angebot nicht an? Warum überlege ich eigentlich noch?

„Mister Miller", sagte sie plötzlich, „warum haben Sie mich eigentlich engagiert? Gerade mich, wo ich Ihnen doch gesagt habe, daß ich keine geschulte Sekretärin bin und . . . und . . . Sie haben mich bis jetzt noch nicht ein einziges Mal in Anspruch genommen? Das alles erscheint mir sonderbar. Ich glaube, Sie brauchen mich im Grunde gar nicht, ich meine, es gibt in Amerika sicher sehr viel fähigere Mädchen als mich und Sie hätten nicht die teure Reise zu bezahlen brauchen, wenn Sie mich in der Zwischenzeit gar nicht benötigen."

„Das ist meine Sache", sagte Miller, „ich würde Ihnen raten, sich nicht höchst unnötigerweise den Kopf zu zerbrechen."

Das war eine deutliche Ablehnung aller ihrer Fragen, aber Edith, die plötzlich ihre Scheu verloren hatte und mutig geworden war, ließ sich nicht einschüchtern. Sie erinnerte sich sehr genau, daß er es ihr im Hotel Imperial fast zu einer Bedingung gemacht hatte, keine Fragen zu stellen, sondern alles als gegeben hinzunehmen. Wenn er mich entläßt, dachte sie, wenn er mir sagt, daß ihm mein Benehmen nicht paßt, nun, dann ist es Schicksal . . . und ich werde Lombards Angebot annehmen.

„Sicher", sagte sie, „ich bestreite es auch gar nicht. Nur, es würde mich interessieren zu erfahren, wie sich mein zukünftiges Leben abspielen wird. Wenn Sie beabsichtigen, mich nicht als Sekretärin zu verwenden, als was könnte ich dann meine Stellung bei Ihnen bezeichnen?"

Miller antwortete diesmal nicht, aber er kam mit einem einzigen Schritt heran, stand für einen Augenblick gerade und hoch aufgerichtet vor ihr und setzte sich dann neben sie.

Edith wartete noch immer auf eine Antwort, aber er zündete sich, als wäre das Mädchen nicht vorhanden, eine kurze dicke Pfeife an und stieß den Rauch in kleinen graublauen Wolken aus Nase und Mund.

„Ich . . . ich hätte diese Stellung nie angenommen, wenn ich mich nicht in einer großen Notlage befunden hätte", flüsterte Edith neben ihm. „Und das wußten Sie auch, denn Sie haben mir Geld gegeben. Sie sahen es mir an, daß es mir schlecht ging."

Er lachte plötzlich. „Das war keine große Kunst."

Er sah den flehenden Blick ihrer Augen und fühlte plötzlich, daß dieses Mädchen ihn nicht aus Neugier mit Fragen bestürmte, sondern daß hinter ihren Worten der ernsthafte Versuch stand, Klarheit zu schaffen.

„Ich habe nie an Märchen geglaubt", fuhr Edith fort und überlegte sich, ob es statthaft sei, in Gegenwart ihres Chefs zu rauchen, aber sie fühlte allzu deutlich seine beunruhigende Gegenwart, um auf die Zigarette verzichten zu können. Sie mühte sich jedoch vergeblich, die kleine Flamme des Streichholzes verlöschte immer wieder. Auf einmal schlug er, ohne etwas zu sagen, seinen Mantel auseinander, und sich halb zu ihr herumdrehend, bot ihr seine Brust Schutz vor der Zugluft.

„Danke", sagte sie und lehnte sich zurück.

„Sprechen Sie weiter . . .", sagte Miller, über sich selbst überrascht, daß er fähig war, sich für einen anderen Menschen zu interessieren, bereit war, auf ihn einzugehen. „Sie haben nie an Märchen geglaubt, sagten Sie . . ."

Edith schüttelte den Kopf. „Nein", sagte sie, „mein Leben war immer ziemlich hart und schwer und nahm mir früh jede Illusion, daher kann ich nicht annehmen, daß Sie aus reiner Menschenfreundlichkeit mir eine Chance geben wollten."

„Allerdings nicht", sagte Miller und sah sie dabei nicht an. „Sie haben sich nicht geirrt." Die Idee allein, ihn mit menschenfreundlichen Motiven in Verbindung zu bringen, erschien ihm paradox.

„Warum dann?" beharrte das Mädchen. „Warum dann, Mister Miller? Ich bin vielleicht töricht und jung, aber schließlich kommt es nicht jeden Tag vor, daß ein Mädchen unter solchen Umständen mit einem wildfremden Mann reist, der vorgibt, sie als Sekretärin zu benötigen . . ."

„Ich brauche einen zuverlässigen, treuen Menschen", sagte Miller und starrte vor sich hin auf die Wasserfläche, über die jetzt ein kühler Morgenwind strich, „der imstande ist, hin und wieder auch einen Brief zu schreiben, den ich einer gewöhnlichen Sekretärin nicht anvertrauen würde. Ich brauche jemanden, der mich auf Reisen begleitet, so daß ich imstande bin, nicht selbst in Erscheinung treten zu müssen, sondern durch diesen Dritten zu handeln."

„Das alles klingt schrecklich geheimnisvoll und gar nicht beruhigend", entgegnete Edith mit dem schwachen Versuch eines Lachens, das mißglückte. Sie fröstelte plötzlich.

„Es kann sein, daß ich mich geirrt habe", sagte Miller neben ihr, „daß Sie nicht der richtige Mensch sind, um diese Aufgaben zu erfüllen, oder ganz einfach nicht die Lust haben, sie zu erfüllen."

Im Osten verfärbte sich der Himmel. Edith Zylander hatte plötzlich das Gefühl, daß der Mann neben ihr ein Verlorener wäre, daß Mister Miller, der alles in der Welt zu besitzen schien, sie, die nichts hatte, brauchte. Aber sie war zu bewegt, um zu sprechen, und es hätte auf seine Worte auch nur schwer eine richtige Antwort gegeben. Wieder fühlte sie sich hin und her gezogen zwischen zwei Polen, von denen der eine Lombard hieß, der ihr goldene Berge versprach, und der andere Miller war, aus dem sie nicht klug werden konnte.

„Ich dachte", sagte er jetzt nachdenklich vor sich hin, „daß man Ihnen vertrauen könnte."

Und in Gedanken versunken nahm er plötzlich seine Brille ab und fuhr sich mit der linken Hand über die Stirn. In dem hellen Licht der aufgehenden Sonne sah Edith zum erstenmal die Augen dieses Menschen, der ihr Leben so entscheidend verändert hatte. Es waren große, schöne, sehr graue Augen, die nicht den Eindruck erweckten, als brauchten sie die schützenden und helfenden Gläser einer häßlichen und sichtlich zu großen Brille. Eine Frage formte sich auf den Lippen Millers, die Frage, die während der ganzen Zeit auf seiner Zunge gelegen hatte.

Wer war der Mann, der sie heute abend an ihre Kabine geleitete? Warum fragte er nicht? War es eine Gnadenfrist, die er sich erlaubte, bevor er von neuem seine soeben erst wiedergewonnene Freiheit aufgab? War es ganz einfach ein reines Zartgefühl dem fremden Mädchen gegenüber, das er nicht lieben durfte, um nicht abhängig von seinem Leben zu werden? War es ganz einfach Angst, die Wahrheit noch nicht wissen zu wollen? Er fragte nicht. Er sagte etwas ganz anderes, und kaum hatte er es ausgesprochen, erschrak er über sich selber.

„Morgen Abend sind wir in Newyork", sagte er, und dann plötzlich und schnell, als fürchte er sich, es auszusprechen, und würde doch dazu vergewaltigt: „Sagen Sie mir, was würden Sie tun, wenn Sie einen Menschen haßten?"

Es klang, obwohl er sehr leise sprach, wie ein Schrei, und Edith fuhr herum und starrte ihn an. „Wie?" fragte sie, um Zeit zu gewinnen, und konnte ihren Blick nicht von dem aufgewühlten Gesicht des Mannes lösen.

„Was würden Sie tun, wenn Sie einen Menschen haßten, mehr haßten, als Ihnen Ihr Leben lieb wäre"

„Ich weiß nicht", flüsterte Edith, „ich weiß es nicht."

Er griff plötzlich nach ihren Schultern und hielt sie eisern fest, ja, ohne es zu wissen, rüttelte er sie heftig hin und her. „Haben Sie denn nie einen Menschen gehaßt? Aus voller Seele, aus tiefstem Herzen gehaßt? Hat es nie in Ihrem Leben einen Menschen gegeben, der Ihnen alles erdenkliche Leid aus purer Bosheit zugefügt hat? Ist es nie Ihr Wunsch gewesen, eines Tages einem solchen Menschen zu begegnen und sich für alle Unbill, die er Ihnen angetan, zu rächen?"

„Lassen Sie mich nachdenken", bat Edith und löste sich sanft aus dem harten und allmählich schmerzenden Druck seine Hände.

„Sie müssen sich doch erinnern können?" sprach er auf sie ein und sein Ton hatte fast etwas Beschwörendes. „So glatt verläuft doch keines Menschen Leben, daß er . . ."

„Frélan habe ich gehaßt", sagte Edith plötzlich. „Frélan ... n allen am meisten. Er war der Besitzer einer kleinen ...ergnügungsetablissements in Marseille. Eigentlich war es mehr oder minder eine Hafenkneipe, aber wir konnten nichts Besseres finden. So nahmen wir das Engagement an."

Sie schwieg plötzlich, als wäre es jetzt noch zu schwer, darüber zu sprechen.

„Reden Sie weiter", drängte Miller. „Wie sah dieser Frélan aus?"

„Groß und stark und schmutzig und gemein, so Anfang der fünfzig, und fast immer war er betrunken. Das war unser letztes Engagement, bevor meine Mutter starb. Sie sollte singen und ich sie begleiten, aber eigentlich waren wir nichts weiter als bessere Dienstboten. Er schikanierte uns auf alle mögliche Art und Weise und dann versuchte er, mich zu vergewaltigen."

Seltsamerweise fühlte Miller, den seit Jahren nur sein eigenes Schicksal erfüllte, der keinen Gedanken und keinen Blick den Ereignissen der Außenwelt und seinen Mitmenschen geschenkt hatte, eingekapselt in sein eigenes Erleben, stumm und taub anderem Leid gegenüber, wie eine dumpfe Wut in ihm hochstieg. Fast genau sah er die schmutzige, lärmende Kneipe, den vulgären Besitzer, der Edith nachstieg.

„Ich weiß selbst nicht, warum er auf einmal seine Versuche, nachts in meine Kammer zu dringen, aufgab, aber ich glaube, daß meine Mutter, als er uns kündigte, um mich zu schützen . . ."

„Armes Kind", sagte Miller. „Armes Kind! Aber sagen Sie mir: Sie haßten diesen Mann. Wurde nie der Wunsch in Ihnen wach, ihn zu strafen? Sich zu rächen, ihn zu erschießen, wie einen tollen Hund, der es nicht verdient, zu leben?"

„Sehen Sie", sagte Edith, wie fasziniert das lebendige, aufgewühlte Gesicht des Mannes neben ihr betrachtend, „sehen Sie, ich hätte diesen Kerl gern vernichtet, ihn auf die Straße geschickt, arm und mittellos, und ihn fühlen lassen, was es heißt, ausgeliefert zu sein . . . aber wir hätten uns damit unser eigenes Brot fortgenommen. Ihn zu ruinieren, ihn anzuzeigen, hieß unsere Stellung verlieren, das Dach über dem Kopf, das Bett, das Essen, das kleine Gehalt . . . es hätte uns nichts genützt. Für einen Augenblick hätten wir uns befriedigt gefühlt und dann . . . und dann . . . Manchmal glaubte ich ihn töten zu können, ganz einfach ein Messer nehmen . . . und einmal ertappte mich meine Mutter, als ich vor mich hin weinte und blutige Rache schwor, wie man es tut, wenn man neunzehn Jahre ist und dumm und voller Ideale, und sie sagte . . ."

Miller beobachtete eine große weiße Möwe, die um das Schiff kreiste.

„Was sagte sie?" fragte er, als Edith verstummte.

„Was hast du davon, Edith? sagte sie. Er wird tot sein, aber du wirst für seinen Tod büßen müssen. Du bist es, die man ins Gefängnis und vor die Richter schleppen wird. Er leidet nur eine einzige Minute, du wirst dein Leben lang darunter leiden, einmal deinem Gefühl nachgegeben zu haben. Wenn du leiden willst, dein Leben riskieren mußt, dann nicht um eines Schurken willen, dann tu es für eine Idee, stirb für ein Ideal, aber nicht, weil anderer niedrige Instinkte dich zu einer niedrigen Handlung veranlassen. Er ist es nicht wert, Edith. Und das ist das erste im Leben, was du dir merken mußt: wieviel ist eine Sache wert. Und mache dich dabei nicht abhängig von deinen persönlichen Gefühlen, sonst wirst du ein klares Urteil verlieren."

Sie sah Miller an. Miller schwieg.

„Und ich glaube, sie hatte recht", murmelte Edith.

Die Scheuermannschaft erschien mit großen Eimern, Besen und Tüchern. Es war jetzt ganz hell. Ein großer Dampfer zog in kleiner Entfernung an der „Sherry Netherland" vorüber. Ein Matrose kam und öffnete den Zwinger, und Hunde verschiedener Rasse sprangen lustig klaffend in ihren kleinen Auslauf. Ein hagerer englischer Herr tauchte plötzlich auf. Er trug einen langen blauen Bademantel und eine karierte Schirmmütze. Den Bademantel warf er ab und hängte ihn über eine Bank, die Reisemütze behielt er auf. Er hatte Shorts an, die die langen sehnigen und stark behaarten Beine nicht verbargen. Systematisch begann er seinen allmorgendlichen Dauerlauf.

„Darf ich noch eine Frage an Sie richten?" fragte Edith, aber als sie sich umwandte, sah sie, daß Miller verschwunden war. Er mußte, ohne daß sie es gemerkt, aufgestanden und fortgegangen sein. Edith blieb noch eine kleine Weile sitzen, dann endlich ging auch sie in ihre Kabine hinunter.

(Fortsetzung folgt.)

Mitternachtsspäße in London.

Aus Tagebuchaufzeichnungen von einer englischen Reise, von H. G. Rexroth.

Am Samstagabend in der Nähe des südlichen Sohoviertels, Oxford Street und Shaftesbury Avenue. Es war gegen elf Uhr und die Theatervorstellung zu Ende. Das schöne Wetter der letzten Tage hatte eine ungeheure Menschenmenge auf die Straße gelockt. Es scheint, daß eine Woche voller Sonnenschein die Lebenslust des Engländers entschieden steigert und ihn zur — immerhin noch genügend maßvoll geäußerten — freudigen Stimmung verführt. Zwischen den vergnügten Spaziergängern in dieser Nacht zeigten sich Herren in Abendanzügen und lächelnde Damen in weißen Kleidern. Am Oxford-Circus stauten sich die großen Autobusse. Von den Dächern und Hauswänden in der Umgebung strahlten in gelben, roten und blauen Farben die Lichtreklamen. Schulter an Schulter ging die Menge die Straßen hinab, und es war beinahe unheimlich, wenn in einer der Seitenstraßen die zweistöckigen Busse in die Fülle von Leuten fuhren, die sich im schwachen Licht der Läden und der wenig erleuchteten Fenster bewegten. An einer Ecke schwankte ein Betrunkener; wie er es fertig brachte, in seinem unsicheren Gang nicht gegen seine Nachbarn zu stoßen, ist mir noch heute unbegreiflich. Fast auf seinen Fersen folgte ihm ein Bobby. Auf seinem jungen Gesicht lag ein träumender Ausdruck, er war scheinbar völlig darin vertieft, mit seiner Zunge an dem Kinnriemen des Helms zu spielen, während er in Wirklichkeit den Betrunkenen keinen Augenblick unbeobachtet ließ. Es war deutlich zu bemerken, daß sich beide Mühe gaben, so unauffällig wie möglich zu sein — der Policemann in seiner schwarzen Uniform und der Angeheiterte, der so lautlos dahintorkelte.

Ein Freund führte mich in ein sogenanntes Amusement in der Tottenham Court Road. Als wir die hellerleuchteten Säle zu ebener Erde und später die unterirdischen, weitausgedehnten Räume durchwanderten, drängten sich wohl über tausend Menschen zwischen den aufgestellten Spielmaschinen jeder Art, die ein technisches Hirn nur zu erfinden vermag. Die sonst so beherrschten Engländer waren hier vollkommen verwandelt. Mit weitaufgerissenen Augen und Mündern, wie verkrampft und verzerrt von Spannung, verfolgten sie den Lauf der kleinen Nickelkugeln, die durch den Druck einer Feder aus ihrem Lager geschnellt, von Seitenwand zu Seitenwand unter der Glasscheibe nach längerem in ein Loch fielen, worauf oben am Rande des Kastens hinter einer erleuchteten Scheibe eine Zahl die getroffenen Punkte anzeigte. Das hellste Lampenlicht, das man sich denken kann, beschien die vielen Männer und Frauen, die dicht gedrängt Auto- und Pferderennen beobachteten und einen Penny nach dem andern verwetteten. Die Art dieser Spiele gibt es auch auf dem Kontinent, aber hier war es die beinahe unübersehbare Anzahl und Vielfalt der Systeme, vor allem auch die Ausschließlichkeit, mit der auf dem unterirdischen „Jahrmarkt" nur Spiele getrieben wurden.

Da lagen unter Glas, auf blauem Samt und von besondern Lämpchen grell beleuchtet, billige Ketten mit falschen Edelsteinen, Zigaretten- und Puderdosen, Armbänder — ein glitzernder Talmihaufe, der eine unwiderstehliche Anziehung auf die Frauen und Mädchen auszuüben schien. Nachdem ein Pennystück eingeworfen worden war, drehte eine vor Gier zitternde schmale Hand den Griff, und ein Hebel glitt über den Samt und schob langsam den Gegenstand, den er gerade erfaßte, zu einer Öffnung hin; meistens jedoch blieb der Hebel kurz vor der Öffnung stehen, und die Enttäuschung, wenn die Puderdose oder das Armband in den geneigten Rand zurückfiel, war deutlich auf dem Gesicht der Spielenden zu sehen.

In den vom Tabakrauch schwelenden Gewölben klirrte und schnurrte es aus mechanischen Werken. Von Apparat zu Apparat stürzte die Menge; von begehrlichen Trieben und Leidenschaften gezeichnete Gesichter begegneten dem Blick, wenn man vor einem der Gehäuse aus Glas und Nickel stand, wo gegenüber, hinter der andern Glaswand, sich Kopf an Kopf bewegte. Zahllose Augenpaare starrten auf die schimmernden Metallwaren, die von einer sicher nicht unbedeutenden Industrie erzeugt werden. — Plötzlich erklang der jubelnde Aufschrei eines Kindes aus einer Ecke, in der auf einem Dreifuß sich ein gläserner Schrein erhob, angefüllt mit Uhren, Anhängern, Kämmen, Parfümflaschen, Zigaretten und Schokolade, goldenen und silbernen Ringen. Füllfedern — mit einem Chaos der begehrlichsten Dinge für Menschen, wie sie sich dicht um den Spielapparat drängten. Keiner von ihnen gehörte zur Mittelklasse — wie ein großer Teil des übrigen Publikums; es waren arme Leute, wahrscheinlich auch Arbeitslose darunter, von Mile End Old Town und Whitechapel, aus der Gegend der Londoner Docks, die hier für drei Pence Spaß und Vergnügen fanden; die Armen und Ärmsten Londons — kleine und schmächtige Gestalten, deren gelbliche Hautfarbe im Lampenlicht sich noch mit einem grünen Schein verfärbte. Von der Decke, die mit blankem Spiegelglas ausgelegt war, darunter sich bläulich die Rauchschwaden zogen, spiegelten sich Köpfe und Schultern der Versammelten. Ihre Spiegelbilder erweckten einen versöhnlicheren Eindruck als sie selbst, da ihre Mienen darin nicht zu erkennen waren. Im Viktoria-and-Albert-Museum in Kensington hängt eine Kopie der Transfiguration von Raphael. In diesem Augenblick wurde ich daran erinnert; denn wie auf jenem Bild Christus unerkannt und dem zusammengelaufenen Volke unsichtbar über ihnen als ihr besseres Selbst in die Wolken entschwebt, während zu seinen Füßen ein Rätselraten und Disputieren anhebt, so umstanden mit ähnlicher Leidenschaft diese Menschen hier den Glasschrein, und keinem wäre es eingefallen, einmal in den Spiegel hinaufzusehen, wo er sich und die andern vielleicht bei einer seltsamen Beschäftigung gefunden hätte.

Ein Mann — Mitte dreißig — und seine Frau, beide in abgetragenen Kleidern, unterhielten sich mit erhobenen Stimmen über ihr Glück. Zwischen ihnen stand ein ungefähr achtjähriger Junge, dessen Kopf über den Ohren mit einem schmutzigen Tuch verbunden war; es war derselbe, dessen jubelnder Ruf mich aufmerksam gemacht hatte. Der Kleine stieß mit den Händen gegen die Glasscherben und deutete erregt auf eine silberne Kette, um seinen Vater zu bewegen, den Greifer, der wie eine Zange von einem Kran innerhalb des Kastens herabhing, darauf zu richten. Bewundernd sahen die Zuschauer auf diese Familie, der es innerhalb kürzester Zeit gelungen war, ihre Taschen mit dem Talmi zu füllen. Gespannt blickten sie auf den Greifer, der sich langsam über der Kette schloß, sie emporhob und dann durch das Loch fallen ließ. Die Frau schrie laut vor Freude auf, und der Mann gab ihr lächelnd den Schmuck. Als nächstes holte er ein winziges Parfümfläschchen heraus — ein erstauntes „Oh . . . look here" ertönte ringsum. Mit einem verlegenen Lachen wollte der Mann das Fläschchen seiner Frau geben, da zerbrach es in seinen breiten Händen. Der betroffene Ausdruck auf den Gesichtern der drei war rührend; der Kleine erhob sich auf die Fußspitzen, roch an der zerbrochenen Flasche, und der Mann träufelte den Rest, der darin geblieben war, auf den zerrissenen Mantel seiner Frau.

Menschen eilten von Spielkasten zu Spielkasten; sie zogen ihre Frauen und Freundinnen hinter sich her, die Welt draußen versank. In einem Kellergewölbe war eine Nachbildung der Kronjuwelen, des Thrones und des königlichen Zepters ausgestellt. Die Menge blieb immer wieder davor stehen und betrachtete stumm das ausgelegte Geschmeide auf rotem Samt und den Thron, vor dem eine rote Schnur hing, damit nicht etwa einer im Übermut auf den Einfall kam, sich darauf zu setzen.

In einer anderen Ecke war ein Schießstand errichtet. Da flogen vor einer Parkkulisse Tontauben auf, die von glücklichen Schützen abgeschossen wurden. Zufällig entdeckte ich an demselben Abend in einer bekannten englischen Zeitung ein Bild des Lord B., der auf einer seiner Besitzungen in einem wundervollen Park sich damit vergnügte, gleichfalls Tontauben zu schießen. Ich vermißte aber in seinen Augen das Fieber, das ich an den Clerks wahrgenommen hatte, die sich demselben Spiel in den unterirdischen Höhlen an der Tottenham Court Road hingaben.



Bunte Chronik



Streit um eine Ohrfeige von zarter Hand.

In Holland ist ein hitziger Streit durch das Dazwischentreten der Königin Wilhelmina beendet worden, und die Frauen glauben einen großen Sieg erfochten zu haben, weil sie eine wegen einer Ohrfeige verurteilte Dame begnadigt hat. Die energische Täterin, um die es sich hierbei handelt, ist die Schauspielerin Cissy van Bennekom. Diese fuhr eines Tages in einem überfüllten Tramwagen und wurde von einem Herrn, der sich zum Ausgang drängte, mit der nicht gerade schmeichelhaften Bezeichnung „Tonne" belegt. Die Schauspielerin ist nun alles andere als eine Tonne; sie ist hochgewachsen, schlank und außerdem sehr schön. Man kann es verstehen, daß sie sich beschimpft fühlte und sich nicht beherrschen konnte, sondern dem Frechling eine schallende Ohrfeige versetzte. Die Sache kam natürlich vor Gericht, und die Täterin wurde zu einer beträchtlichen Geldstrafe verurteilt. Sie legte aber Berufung ein und ging immer weiter bis zur höchsten Instanz. Bei dem letzten Prozeß wurden ihr alle möglichen Milderungsgründe zugebilligt und die Strafe auf ein Fünftel ermäßigt. Ganz freigesprochen konnte sie von dem holländischen Gericht nicht werden, denn das Gesetz läßt Ohrfeigen nur in Fällen der Notwehr zu, die im vorliegenden Fall von den Richtern nicht gut anerkannt werden konnte. Inzwischen hatte sich die Öffentlichkeit des Falles bemächtigt. Alle Frauen nahmen geschlossen für die Schauspielerin Partei, während das Heerlager der Männer sich spaltete, es gab Gegner und Freunde des Rechts der Frau, auf Beschimpfungen mit den Händen zu antworten. Die Schauspielerin, die auch Mutter ist, erklärte dazu feierlich, daß sie als Vorkämpferin ihres Geschlechtes gehandelt habe. Nun hat die Königin, die wohl zeigen wollte, daß in einem Lande, in dem eine Frau regiert, das schwache Geschlecht auch ein gesetzliches Anrecht hat, seinen Stolz zu verteidigen, da sie das Urteil des Gerichts nicht ändern konnte, auf ihr Recht der Begnadigung zurückgegriffen und so ihre Solidarität mit der Täterin kundgetan.



Lustige Ecke



Falls er fliegen sollte . . .



Der Feuerwehrmann auf Freiersfüßen beugt vor!

Wydawca, nakładem i czcionkami drukarni A. Dittmann, T. z o. p., Bydgoszcz.

Verantwortlicher Schriftleiter: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg